

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 262.

Samstag, 24. September

1932.



ABENTEUER UM BRIGITTE

Roman von Marlise Sonneborn



20. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

In der Fülle des sonntäglichen Autoverkehrs hatte man das des Erwarteten nun doch nicht erkannt.

Henry trat ein — müde von der Fahrt. Er hatte auf Windermere dringende Depesche noch in der Nacht die Reise angetreten und den Wagen hergeben lassen, was er konnte. Er war blaß und sichtlich befangen, Windermere gegenüber.

Holm begrüßte er freier, mit dem gewinnenden Lächeln, das ihm alle Herzen zuführte.

„Herr Müller aus Hamburg“, stellte Windermere, etwas behindert, vor.

„Aus Hamburg?“ fragte Henry interessiert. —

„Eine schöne Stadt!“

„Sie kennen sie?“

„Nein, Herr Müller — aber ich habe viel von ihr gehört.“

Man nahm Platz.

Windermere ließ eine Tasse Tee und etwas Gebäck servieren.

Jetzt, wo er Henry Clifford vor sich sah, war aller Groll — alles Mißtrauen verschwunden. Das offene, ehrliche Gesicht des jungen Mannes flößte unfehlbar Sympathie ein. Es war schwer, von Henry Clifford zu glauben, daß er sich an einer unsäuerlichen Sache beteiligen könne.

„Mister Müller ist schwerhörig — zudem ein guter Bekannter und unserer Sprache nur bedingt mächtig“, sagte Windermere nach einer Weile. „Auch liest er gerade einen Roman, der ihn fesselt. Wir können in seiner Gegenwart ungeniert reden!“

„Weshalb ließen Sie mich so plötzlich und so dringend rufen, Windermere?“ fragte Henry, nicht ohne Besorgnis in der Stimme.

„Meine Frau leidet unsäglich wegen des ungewissen Schicksals der Brigitte Holm. Wissen Sie etwas von ihr?“ lautete die gerade Antwort des Lords.

„Und wenn? Müßte ich nicht schweigen? Denn dann wäre ja auch mein Vater mit im Komplott. Und ob ich billigte oder nicht, was er täte — verraten würde ich ihn nie“, erwiderte Henry unter heißem Erröten. „Indessen, ich will nicht behaupten, mehr zu wissen oder zu ahnen, als die Zeitungen schreiben.“

„Haben Sie die neuesten gelesen?“

„Ach nein! Ich interessiere mich so wenig für Politik. Es sind die Wahlen heute — ich weiß. Lord Windermere, ich wünsche Ihnen von Herzen Erfolg. Mich — läßt das alles kalt!“

„So wissen Sie nicht, daß man die Nachricht verbreitet, das verschwundene Mädchen — eine rechte Ku-

sine meiner Frau — sei mit Ihnen — mit Ihnen, Henry — auf Schloß Monplaisir?“

Clifford erblickte bis in die Lippen.

„Kennen Sie Misses Stable?“ fragte er nach sekundenlangender Pause zielbewußt.

Windermere schüttelte den Kopf.

„Was soll das?“

„Außer mir ist Misses Stable auf Monplaisir.“

„Was soll das?“

„Misses Stable ist vierundfünfzig Jahre — sehr fromm, puritanisch. Sie ist etwas subaltern — und herrschsüchtig. Und eine leitende Angestellte in einer von Grannees Wohltätigkeitsanstalten.“

„Was soll das?“ fragte Windermere zum dritten Male.

„Oh!“ machte Henry gedehnt. „Es hat doch allerlei zu bedeuten.“

„Lieber Henry — um diese Zeit sind die Wahlen in England fast getätigt. Befreien Sie die leidende Lady Windermere aus ihrer Sorge. Wissen Sie, wo sich Brigitte Holm befindet?“

Henry kämpfte einen schweren Kampf.

„Bester Lord, ich falle meinem Vater in den Rücken. Indessen — die Lady. Wir haben uns so viel Sorge um sie gemacht — und um den alten Senator Holm. Ja, Lord Windermere — ich weiß, wo Brigitte ist. Sie ist auf Monplaisir. Mein Vater hat mir befohlen, ihr dort Gesellschaft zu leisten.“

Windermere lächelte wissend.

„Ach, liebster Henry — machen wir uns nichts vor. Brigitte ist ein reizendes Mädchen. Und die Jugend von heute ist skrupellos. Sie kannten sich schon länger — und der Spiritus rector der ganzen Geschichte ist nicht Ihr alter Vater. Da war schon lange eine nette, pikante Liebeslei — und ...“

In Henrys Augen trat eine strenge Kälte.

„Lord Windermere! Sie reden von der Rufine Ihrer Frau!“

„Oh, lala ... heutzutage! Man kennt die Jugend!“

„Lord Windermere! Sie sind der ältere von uns beiden. Ich habe Sie stets sehr hochgeschätzt. Aber auch Ihnen darf ich — kann ich nicht erlauben, zu reden wie jetzt. Sie mögen von mir denken, was Sie wollen. Aber Brigitte kennen Sie nicht. Brigitte ist rein und unschuldig wie — wie ... wie eine frisch aufgeblühte Rose. Ich werde nie dulden, daß ein Schatten auf ihren guten Ruf fällt. Sie steht mir sehr nah. Und ich glaube“ — wieder errötete Henry in seiner reizvollen Weise — „ich ihr auch. Vorbehaltlich der Zustimmung ihres Vaters betrachte ich sie als die zukünftige Lady Rudyard!“

„Alles ganz gut und schön, lieber Henry — aber Brigitte hat sich doch recht seltsam benommen. Sie hat sich sogar selbst verleugnet — und damit die Einführung, die an ihr geschehen ist, legitimiert.“

„Ach Gott ja — wir haben uns dumm benommen. Aber es ging alles so schnell — und wir hatten, glaube ich, auch Freude daran, für nahe Verwandte zu gelten. Wir sehen uns so merkwürdig ähnlich. Ja, nachher fiel mir das alles auch ein. Sie hat mir eben den Freundschaftsdienst geleistet.“

„Und?“

„Mein Vater hat mich schwer getadelt. Lieber alles andere, meinte er — als die Ehre der Dame aufs Spiel setzen. Er fordert, daß ich Brigitte heirate.“

„Und?“

Henry errötete.

„Ich schrieb ihm, ich wünsche mir nichts Besseres. Vater wollte die Zustimmung von Brigittes Vater holen. Er war vor kurzem in Hamburg. Ich habe noch keine Nachricht, was er erreicht hat.“

„Nun — ein allerliebster Idyll. Sie und Brigitte! Ihr betrachtet euch als Verlobte?“

„Wie könnten wir das? Ich habe mich sehr zusammengenommen, ihr meine Liebe nicht zu offen zu zeigen, ehe ich nicht weiß, wie Senator Holm darüber denkt. Zunächst wird er Gift und Galle sein.“

„Meinen Sie nicht: mit Recht?“

„Mein Vater hat sehr töricht gehandelt. Aber alles in allem: ich hoffe, daß auch Brigitte ihr Glück durch diese fatale Geschichte finden wird.“

„Sie sind überzeugt, daß sie Sie liebt?“

„Oh — ja!“ sagte Henry in schöner Sicherheit, nicht ohne bis über die Ohren in Glut zu tauchen.

„Ich denke, Sie sind heute mein Gast.“

„Gestatten Sie mir, sofort umzukehren. Ihr Telegramm kam heute nacht. Ich bin sofort abgefahren. Brigitte weiß nicht, wo ich bin. Sie wird sich mit Misses Stable unsäglich langweilen. Auch — ich lasse sie ungern ohne Schutz. Mich quält die Sorge, ihr könne was passieren.“

„Aber Sie wollen doch nicht die vierzehn Stunden lange Fahrt gleich noch einmal machen?“

„Warum nicht? Ich nehme mir einen Chauffeur — der Hotelbesitzer wird ohne Zweifel einen an der Hand haben, den er mir leihen kann. Dann bin ich morgen früh wieder da.“

Windermere blickte, unwillkürlich fragend, zu Holm hinüber — und Henry folgte seinen Blicken.

Er sah verwundert, wie die Augen von Mister Müller groß und frei auf ihm ruhten.

„Nehmen Sie mich mit, Henry Clifford!“ sagte er jetzt mit einem eigenartigen Klang in der Stimme. „Ich sehne mich danach, meine Tochter wiederzusehen. Und sie mag — wenn sie will — aus meiner Hand den Bräutigam empfangen.“

Der junge Lord verstand nicht gleich — blickte verwirrt zu Windermere hinüber.

„Senator Holm!“ stellte der vor.

Holm und Clifford standen sich gegenüber . . . der Jüngere verlegen und im Augenblick ungewandt wirkend. Holm mit langsam aufstrahlendem Blick.

„Lieber Junge“, sagte er dann freundlich und hielt Henry die Hand hin, „ich habe nichts dagegen, Ihr Schwiegervater zu werden.“

Und während Henry mit einem vor Überraschung noch etwas dummen Lächeln die Rechte in die des Senators legte, sagte Windermere: „Nun aber zur Lady. Sie wird froh sein, durch Augenzeugen etwas von ihrer Ausrüstung zu hören.“

Als eine gute Stunde später Holm und Henry das Auto besteigen wollten, gab man durchs Radio die ersten Nachrichten von den englischen Wahlen.

„Nun muß ich doch hören, ob Ihr Vater den Reinsfall erlebt hat, den er verdient“, meinte Holm maliziös-liebenswürdig.

„Ohne alle Frage hat Lord Windermere die Mehrzahl der Stimmen in dem Wahlbezirk“, versicherte Clifford.

Aber das Gebiet war noch nicht heraus — und erst

am anderen Morgen, als sie müde, übernächtigt und ein wenig fröstelnd in Hyères ankamen und in einem Hotel ein leichtes Frühstück einnahmen — Brigitte sollte doch nicht erschrecken vor ihren bleichen Gesichtern! — erfuhren sie, daß in dem betreffenden Bezirk, der bisher sicher in den Händen der Konservativen gewesen — und den neuerdings die Liberalen zu erobern gehofft, der ruhige, kaum hervortretende Kandidat der Labour-party die weitaus größte Zahl der Stimmen auf sich vereinigt hatte.

Clifford atmete erleichtert auf — und Holm lachte schallend.

Mademoiselle Brigitte — einen Brief von Monsieur Clifford.“

„Einen Brief von Monsieur Clifford? Oh, mein Gott!“

Brigitte lag noch im Bett — in dem fürstlichen Bett, das in ihrem Schlafzimmer stand. Sofia brachte die Meldung. Henry schrieb nur wenige Worte.

„Ich muß in dringender Angelegenheit für wenige Tage fort. Ich werde meine Reise nach Möglichkeit abkürzen. Angstigen Sie sich nicht und — wenn möglich — langweilen Sie sich nicht. Ich werde immer an Sie denken — und strebe einem Wiedersehen mit aller Energie entgegen.“

Ihr ergebener H. C.“

Brigitte zog die Augenbrauen hoch.

So plötzlich?, dachte sie — und ohne mit Lebenswohl zu sagen? Und mißtrauisch fügte sie hinzu: Natürlich wieder der Herr Papa . . . Gott, was haben wir moderne Menschen für Last mit unseren Eltern! Ich freilich nicht — mein Vater ist fürchtbar comme il faut.

Misses Stable ließ sich gelegentlich durch Sofia ebenfalls bedienen. So erfuhr sie von Henrys Abreise und dehnte sich in ihren Kissen. Sie hatte die Zimmer gerade gegenüber Brigittes. Grannee hatte es extra so angeordnet. Die gute Stable sei so entsetzlich mißtrauisch. Sie werde niemals den Ausgangston, wie er heute zwischen jungen Leuten Sitte sei, verstehen — zwar hatte sie ihr geschrieben, die beiden seien auf Wunsch der Eltern auf dem einsamen Schloß und alles sei so, wie es von den Vätern und Müttern der jungen Leute gewünscht werde. Aber traue einer den Puritanern; sie haben meist eine ausschweifende Phantasie. Also wohnte die Stable fürstlicher als je zuvor in ihrem Leben und genoß die Tage. Schade nur, daß die jungen Herrschaften so früh aus den Federn waren. Sie hätte so liebend gern einmal bis zehn oder zwölf Uhr im Bett gelegen. Als sie von Sofia hörte, was los war, sah sie sogleich ein, daß ihre Stunde jetzt gekommen sei.

„Sagen Sie der Mademoiselle Holm, ich habe Migräne und wolle noch eine Weile ruhen“, machte sie Sofia klar — und drehte sich auf die andere Seite — die „Weile“ sollte nicht zu kurz werden.

(Fortsetzung folgt).

Weinlese am Rhein.

Reht säumt die Bäume und den Strauch
Ein gold'ner Hauch.
Er ruht auf allen Rebhängen
Und auf dem Strom in Dunst und Rauch. —

Der Frauen Lachen, glöckentein,
Wie Silber fein,
Kommt aus den engen Weinbergsgängen
Und schwebt ins stille Dorf hinein.

Die Träger schleppen ihre Last,
Ganz ohne Hast,
Hinab, hinauf die steilen Steigen.
Aufatmen sie bei kurzer Rast. —

Es ist ein Tauchzen überall. —
Ein ferner Hall —
Wie Zecherlied bei Tanz und Reigen —
Weht als ein Ähnen durch das Tal.

Ludwig Kies.

Liebeskraft.

Stizze von Max Dreger.*)

Peter Dieck, der Sohn vom Welzheimer Herrenhof, kam aus der Dorfschule. Sein treuester Freund Volker holte ihn ab. Volker war ein Schäferhund nicht unzweifelhaft reinen Blutes, aber ganz unzweifelhaft reiner Gesinnung, von lauterster Treue und klug. Der alte Statthalter Philipp Blüggemann behauptete, Volker wäre der Klügste auf dem ganzen Hof, schon deshalb, weil er das nicht täte, worin die große Dummheit der Menschen bestände: Weil er nicht sagte, was er dachte.

Er wußte ganz genau, wann Peters Unterrichtsstunden zu Ende waren: Mittags um zwölf, nur Dienstags und Freitags um elf Uhr. Und ohne sich je in den Wochentagen zu irren, machte er sich rechtzeitig vom Herrenhaus auf den Weg, so daß er mit dem Glodenschlag vor der Pforte des Schulgartens wartete. Der Lehrer Johann Brodersen, der Spaß verstand und deshalb ein guter Lehrer war, meinte einmal: „Nachhaken, Peter, darf ich dich niemals lassen. Wie würde mir Volker dann in die Büxen gehen!“

Volker hieß er wie der treue Fiedler im Ribelungenlied. Wenn Peter sagte: „Volker, fiedel mal!“, dann gab der Töne von sich, die ganz wie Saitenspiel klangen. Und fester padte Peter sein Lineal, das war sein Schwert, und sein Ranzgen war sein Schild, und seine Augen, von der Heldensage befeuert, dräuten wild gegen die wilden Hunnen an. Viel besser ließ es sich mit Volker spielen als mit den Dorfjungen, von denen die Geschicktesten nichts als diese ewigen langweiligen Maschinen im Kopf hatten. Mit ihm konnte man auf Abenteuer ausziehen durch Wald, über Moor und Heide, und Unerhörtes ließ sich mit ihm erleben.

Heute, als sie dem Hof sich näherten, noch ehe sie ihn in Sicht hatten, hörte Volker auf zu knurren. Und Peter wußte, des Freundes Sinne, den seinen voraus, spürten, daß da etwas nicht in Ordnung war.

Jetzt sahen sie es: Automobile und Pferdewagen hielten vor der Einfahrt. Und auf dem Hofe liefen fremde Menschen durcheinander. — Volker wurde sehr böse, und Peter hatte Mühe, ihn zu bändigen.

Draußen schlich Philipp Blüggemann herum. „Was ist hier los?“ fragte Peter. — „Ja, mien leew Jung — wie moeten nu weg von Welzien.“ — „Flipp, du bist nicht ganz richtig.“ — „Zwangsversteigerung“ und die lange Nase des Alten vertrat sich traurig im Rinnbart.

Fort von Welzien! Das Herz schlug Peter im Halse. Darum war die Mutter auch in der letzten Zeit immer so bekümmert und still gewesen. Der Vater machte ja nie viel Worte, aber sie —

Und er lief zu ihr. „Ist es wahr, Mutter?“ Sie strich ihm übers Haar, und ihr kamen die Tränen. Da legte er den Kopf an ihre Schulter, weinte mit ihr. „Und nichts gehört uns mehr?“ — „Nichts!“ — „Aber Volker gehört mir, und Volker bleibt bei mir!“ — „Wir werden eine ganz enge, kleine Stadtwohnung haben, Peterlein. Vater kann ja auch sein Reitpferd, seinen Koff, nicht mitnehmen. Und ich nicht Betsj, meine Lieblingstuh.“ — „Aber Volker ist ganz was anderes als Betsj und Koff.“ —

Peters Vater hatte in der Stadt einen bescheidenen Posten als Buchhalter der Molkereigenossenschaft bekommen. Die Hauswirtin, Frau Gerichtsaktuar Knipphöfer, eine herbe Wittib, die drei Katzen besaß, duldete keinen Hund im Hause.

Peter und Volker mußten Abschied nehmen. „Volker, fiedel mal!“ Nie hat ein Geschöpf jämmerlicher geklagt. Peter taumelte zwischen seinen Eltern vom Hof, er wußte nicht wie...

Und nun kam der todtraurige Winter in der Stadt. „Ich halt' es nicht aus, Mutter!“ — „Auch wir müssen es aushalten, Peterlein.“ Aber das Heimweh fraß ihm am Herzen.

Abends ging er vors Tor: Da hinten liegt Welzien. Und da ist Volker. Was tut er jetzt? Der neue Besitzer hat auch einen Sohn. Ob der Hund mit dem jetzt Freundschaft geschlossen hat? Ob er mir untreu geworden ist? Oder ob er mir treu bleibt und dafür gestraft wird? Ob man ihn an die Kette gelegt hat? Nicht auszudenken ist das. — So fiel Peter aus einer Qual in die andere.

Da — war das ein Spuk seiner Gedanken? Der arme Hund da vor dem Handwagen mit Braunlohlen — ja, nein — ja! Leise rief er „Volker“. Und da — welch ein unfähiges Freudengeheul! Der Wagen flog — Brille's fielen — der Führer stürzte beinahe hin — riß die Deichsel zurück — trat nach dem Tier, das vor Schmerz aufsaute. — Da sah Peter dem Mann an der Kehle. — „Verdammt Bengell!“ ein Faustschlag auf den Kopf — Peter sank in den Schnee. —

Krank liegt Peter. Zu der Gehirnerschütterung ist eine

Lungenentzündung gekommen. Der Arzt macht ein sehr bedenkliches Gesicht. Die Mutter muß alle Kraft zusammenhalten. „Volker“ das einzige Wort, und immer wieder das Wort, das über die fiebernden Lippen tastet.

Da macht die Mutter sich auf den Weg und holt Volker von seinem neuen Herrn, dem es um das Geschehene bitter leid ist, an das Bett ihres todkranken Jungen. Vielleicht ihm eine letzte Freude zu bereiten.

Und Volker, nach einem Blick zur Mutter, tritt auf leisen Sohlen ganz behutsam an das Lager, die Augen leuchten von großer, schwerer Innigkeit; er drückt die kalte Nase an die weit herabhängende, heiße Hand und leckt sie mit all seiner Zärtlichkeit. Heilkraft! Lebenskraft! Wie ein Strom geht es durch die schon erstorbenden Glieder. Die gesunkenen Lider heben sich, die Augen fangen wieder an zu leben, sie sehen und werden hell. Peter regt sich, richtet sich auf und legt die matte Hand auf des Freundes Kopf. Und die Hand wird stärker und kann das Kinn fassen und zu sich heben. So ruhen die Augen der Freunde ineinander, lassen sich nicht los und sind sich des Lebens bewußt und der lebendigen Kraft und des lebendigen Glücks.

Und was für das weitere Geschehen wichtig — auch in die Seele der Frau Aktuar Knipphöfer ist hier von ein Schein gefallen.

So ist man in Amerika.

Amerikanische Lunchrooms und Restaurants.

Das erste Frühstück wird in Amerika meistens zu Hause eingenommen. Trotzdem gibt es viele berufstätige Frauen, die es vorziehen ihren Orange-juice (ausgepreschter Apfelsinensaft) oder ihren Kaffee in einem Drogtore zu trinken.

Der Drogtore ist der Allerweltsladen Amerikas, wo man die möglichsten und unmöglichsten Sachen kaufen kann. Seife, Theaterbillets, Bücher, Photos, Schmuckachen, Postkarten, Zahnbürsten und Schokolade — das ist nur eine kleine Auslese der Herrlichkeiten, die es dort gibt.

Der eine Teil des Ladens ist wie eine Bar eingerichtet und auf hohen Stühlen sitzt die Kundschaft, um die wohlschmeckenden, von der kunstgeübten Hand des Mixers hergestellten „ice cream sodas“ zu schlürfen. Kaffee, Tee, Kakao können in kürzester Zeit serviert werden. Große eingebaute Wasserkessel sorgen ständig für heißes Wasser. Ein elektrisch betriebener Fruchtpresser für die Apfelsinen und ein elektrischer Quirl für die gemischten Eisgetränke erleichtern etwas die viele Arbeit der meist außerordentlich gewandten Mixer. Viel verlangt wird Toast und auch hier zeigt sich der praktische Amerikaner. 4 bis 8 Scheiben Toast Weichbrot werden in die Toastmaschine getan, auf schwach, mittel oder stark je nach Belieben eingestellt, und nach wenigen Sekunden schon springen die Scheiben selbständig geröstet aus dem Toaster.

Die Leidenschaft der Amerikaner sind Sandwichs. Nirgends in der Welt werden sie so in Unzahl verschlungen, als in Amerika, und nirgends gibt es sie in so großer Auswahl. Die Zusammenstellungen sind bunt und beliebig, der Preis schwankt zwischen 0.25 bis 1.— Reichsmark deutschen Geldes. Vom vieredigen großen Weißbrot werden dünne Scheiben geschnitten und geröstet oder frisch verwendet. Mit Butter bestrichen und je nach Geschmack der Käuferin mit dünnem Salat oder Tomaten, mit Käse, Rüssen und Marmelade oder mit Eiern und Sellerie belegt. Es richtet sich nach dem persönlichen Geschmack und dem Geldbeutel, ob man einen Widen-Sandwich (Sandwich mit jungem Huhn) einem mit Wassertresse und Mayonnaise belegten vorzieht.

In der Zeit von 12 bis 2 Uhr wird auch Suppe serviert. Preis 10 bis 20 Cents. Vorzüglich ist das Eis. New York gilt als größte „italienische“ Stadt der Welt. Vielleicht waren es die Südländer, die Amerika die Kunst der Zubereitung eines erstklassigen Speiseeises vermittelten. Ist vorhin gesagt worden, Amerikas Leidenschaft seien Sandwichs, so kann das getrost auch auf das Eis, oder wie der Amerikaner sagt: den „ice cream“ bezogen werden. Ob glühende Hitze im Sommer oder Eis und Schnee im Winter, unentwegt wird „ice cream“ verlangt und gegessen.

Der „Drogtore“ ist gerade das Richtige für die berufstätige Amerikanerin und für die Hausfrau, die „shopping-down-town“ (in der Stadt Besorgungen machen) beschäftigt ist und sich durch ein kleines Frühstück erfrischen will. Denn die Zeit bis zum Diner ist lang.

Sehr beliebt in Amerika sind ferner die Automaten-Restaurants, kurz Automats genannt. Sie entsprechen den Wünschen der Amerikaner nach Schnelligkeit und Billigkeit. Es herrscht dort wie in der Cafeteria das Prinzip der Selbstbedienung. Man ergreift eines der vielen bereitstehenden Tablett und laßt sich für seinen Ridel (5 Cents) oder 10 Cents, was man wünscht. Appetitlich sehen die Speisen hinter den Glasfenstern aus und kaum ist das Geldstück im Schlitze verschwunden, so öffnet sich auch schon der Zauberschlag und man nimmt die gewünschte Speise auf sein Tablett. Gleich Springbrunnen des Schlaraffenlandes öffnen sich die Pässe für Milch, Kaffee, Tee

*) Der Dichter wird am 25. September 70 Jahre alt.

und Schokolade um für 5 Cents die Tasse zu füllen und dann selbsttätig zu versiegen.

Jeder Schule, fast allen gemeinnützigen Gebäuden, Universitäten usw. ist eine Cafeteria angegliedert. Hier schiebt man sein Tablett längs der Rideslangen, die dafür um die Tische laufen. Appetitlich zubereitet stehen die Speisen da, schon aufgetan in kleinen Schüsseln und man nimmt, was man begehrt, nachdem man sich vorher durch die ausgehängte Preistafel über die Preise orientiert hat. Am kalten Büfett stehen zierlich mit Salatblättern und Oliven verziert die kalten Speisen. Kartoffelsalat — Apfelsinen — und Dattelsalat — Sellerie, Spargel, Bienen-, Tomaten- und Gemüsesalat — kombinierter Früchtesalat. Pfirsiche mit Pudding, eine ebenso originelle wie gern gegessene Angelegenheit. Die Suppe wird auf Verlangen von der „Waitress“ (Kellnerin) ausgegeben, ebenso das Fleisch und Gemüse. In den Schulen, wo die Essenszeit beschränkt ist, wird es auch gleich fertig aufgestellt, da durch den schnellen Abgang kein Kaltwerden befürchtet zu werden braucht. Kaffee und Tee werden auf Wunsch ausgegeben, ebenso wie auf Verlangen Eis ausgegeben wird. Der übrige Nachschick steht fertig zum Mitnehmen da. In kleinen Schüsseln Reispeisen, Pie (eine Art Obsttorten), Schokoladencreme, Marmeladenbrot pudding. Daneben Bananen, Apfel und Apfelsinen — die schönsten Exemplare aus Florida und Kalifornien.

Ist das Tablett mit allen gewünschten Sachen beladen, so wird als letztes die Kasse passiert. Dort sitzt eine Dame, die mit unheimlicher Geschwindigkeit alles zusammenrechnet und einen Bon aushängt, der an der Kasse bezahlt werden muß. Nach dem Essen schiebt man selbst sein Tablett durch das aufklappbare Fenster, das zum Abwaschraum führt.

Im Lunchroom geht es etwas vornehmer zu. Man sitzt nicht am Ladentisch, sondern bekommt an kleinen Tischen serviert. Weiße Tischtücher gibt es nicht, dafür liegen unter den Tellern und dem Wasserglas kleine zierliche Deckchen, meist aus Papier, manchmal aus Stoff. Es gibt nach Wahl drei Gerichte, also zuerst entweder Suppe, oder Pastete, oder Gemüsegelee, dann einen Hauptgang (meistens Fleisch) meist mit Salat oder einem Gemüsegang, oder als vegetarisches Hauptgericht (drei verschiedene Gemüsearten, dann natürlich ohne Fleisch), nun Speise oder Eis, nach Wahl Kaffee, Tee oder Schokolade. Dies alles für 1 Dollar oder 1 Dollar 25 Cents. Die Auswahl der Gerichte ist hier also nicht so groß. Gemeint sind hier natürlich die kleinen Lunchrooms. Wohl gibt es Restaurants, ähnlich den unsern, wo man „à la carte“ speisen kann. Trotzdem sind verhältnismäßig wenig Gerichte auf der Speisekarte. Man bemerkt, daß Deutschland die vielseitigste Speisekarte der Welt hat. Nicht einmal Frankreich kann sich, trotz seiner in aller Welt berühmten Küche, rühmen, soviel Gerichte gleichzeitig zur Verfügung zu haben.

Unmüßig geht die Waitress umher und gießt frisches Eiswasser in die Gläser. Im Lande der Prohibition trinkt man (öffentlich wenigstens) Eiswasser zum täglichen Lunch. Die Kinder essen in der Schule, denn in jeder Schule in Amerika ist gleichzeitig ein Lunchroom für die Kinder und für die Lehrer.

In den Restaurants der City sieht man oft ein Schild im Fenster: Blue plate 1 Dollar.

Auf einem großen blauen Teller, schon fertig aufgetan, wird einem das Essen serviert. Wer das Automatrestaurant, bräuen sehr beliebt, nicht schätzt, und großen Hunger hat, wählt im Restaurant blue plate.

F. G.

Die Wette.

Von Miklos Vorincz.

1.

Eine New Yorker Bühne brachte das Stück eines ganz jungen Autors zur Erstaufführung.

Nach dem zweiten Aufzug begrüßten sich Graham und Wywer, die zwei reichsten Bankiers von New York, während des Zwischenaktes im Rauchsalon des Theaters.

Graham, den das Stück nicht im mindesten interessierte und der nur wegen des märchenhaften Schmuckes seiner Gattin zur Premiere gekommen war, machte, nur um etwas zu sagen, die Bemerkung:

„Dieser talentierte junge Dichter hat wirklich ein ganz gutes Stück geschrieben.“

Wywer lachte seinem Kollegen höhnisch ins Gesicht:

„Das ganze Stück ist ein unmöglicher Stumpfsinn!“

Graham widersprach:

„Dieses Stück wird mindestens zweihundertmal en Suite gehen.“

„Ich gehe jede Wette ein, daß diese Voraussage nicht zutreffen wird,“ gab Wywer zurück.

Graham mußte jetzt schon bei seiner Behauptung ausharren:

„Eine Million Dollar, daß es zweihundertmal gehen wird.“

„Zwei Millionen Dollar, daß es zweihundertmal nicht gehen wird.“

Die Wette war abgeschlossen.

2.

Am Abend des nächsten Tages erschien eine Viertelstunde vor Beginn der Vorstellung ein schlanker, eleganter junger Mann an der Kasse des Theaters.

„Könnte ich zur heutigen Vorstellung noch ein Billett bekommen?“

„Ganz nach Belieben,“ entgegnete der Kassierer freundlich.

„Wieviel Eintrittskarten sind zur heutigen Vorstellung noch übrig?“

Der Kassierer zählte ganz verwundert die Billetts.

„Was kosten sämtliche noch restlichen Eintrittskarten?“

„Siebenhundertzwölf Dollar,“ erklärte der Kassierer nach kurzer Berechnung.

Der junge Mann erlegte die Summe, nahm die Billetts entgegen und entfernte sich.

Der geheimnisvolle Gentleman erschien am Abend des nächsten Tages, knapp vor Beginn der Vorstellung, wieder an der Kasse und bezahlte diesmal fast schon tausend Dollar für die unterkauften Eintrittskarten.

Im Laufe der nächsten Wochen wuchs die Zahl der übrig gebliebenen Billetts von Tag zu Tag immer mehr an, aber der unbekannte Kavaliere kaufte täglich alles, ohne auch nur mit einer Wimper zu zucken, auf. In der Kasse aber prangte, dank der unerhörten Geldbörse des geheimnisvollen Herrn, allabendlich die vielsagende Tafel: „Ausverkauft.“

So erlebte das Theaterstück seine hundertste Aufführung, und die ständig „ausverkauften“ Häuser führten es unaufhaltsam der hundertfünfzigsten Vorstellung entgegen.

3.

Ein Mittagsblatt brachte eine große Sensation, die dann von sämtlichen Abendblättern auch bestätigt wurde:

„Kraach im Bankhaus Wywer!“

Wie die Nachricht besagte, mußte das Bankhaus infolge unglücklicher Börsenspekulationen um 10 Uhr vormittag seine Schalter schließen. Der Bankier selbst war aus New York verschwunden; vertraulichen Mitteilungen zufolge sollte er Selbstmord verübt haben.

Beim Lesen dieser Nachricht versinisterte sich vor Grahams Augen die Welt. Verloren waren die vielen tausend Dollar, die er durch den Ankauf der Eintrittskarten in die große Wette investiert hatte, und verloren waren auch die erhofften zwei Millionen Dollar, die er jetzt schon bei niemandem mehr einkassieren konnte.

Nach den bekräftigenden Mitteilungen der Abendblätter wollte er retten, was noch zu retten war.

Er ließ seinen Sekretär zu sich kommen:

„Haben Sie die Billetts für die heutige Vorstellung schon gekauft?“

„Noch nicht, Herr Chef.“

„Sehr gut,“ erwiderte der Bankier mit einem tiefen Seufzer. „Sie werden ab heute den Kauf der Eintrittskarten überhaupt ein stellen.“

Um 7 Uhr telephonierte der Sekretär der Theaterkasse, daß er von nun an kein einziges Billett mehr benötige.

Den Händen des Direktors entfiel beim Bernehmen dieser Schreckenskunde das Hörrohr. Kaum hatte er sich aber aus seiner Überraschung wieder erholt, war seine erste Arbeit, das Stück wegen „plötzlicher Erkrankung der Hauptdarstellerin“ abzusetzen und noch für denselben Abend eine Programmänderung vorzunehmen.

4.

Die Morgenblätter des nächsten Tages dementierten die Nachricht von Wywers Selbstmord.

An der ganzen Sensation gab es kein wahres Wort. Alles war nur eine Finte gewesen, von Wywer erfunden und zu Ende gespielt, um die Zwei-Millionen-Wette zu gewinnen.

Ganz New York zollte Wywer Beifall, der sich zur Mittagsstunde in seinem Auto frühlich zu Graham begab, um den Scheck über zwei Millionen Dollar in Empfang zu nehmen.